



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Französische Geschichtschreiber : 3. Guizot.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

### Französische Geschichtschreiber.

#### 3. Guizot.

Ueber Guizots politische Stellung haben wir uns bereits vor einiger Zeit ausgesprochen, wir betrachten ihn heute nur als Mann der Wissenschaft, und hier gewährt er uns ein erfreulicheres Bild, denn innerhalb der großen literarischen Bewegung von 1820 bis 1830, die in gewisser Beziehung eine Wiedergeburt Frankreichs war, nimmt er eine der hervorragendsten Stellen ein. Wir haben Thierry, Thiers und Mignet bereits charakterisirt; Villemain, Cousin, Fauriel, Barante, Raynouard und andere gehören in diesen ausgezeichneten Kreis, der trotz mancher Abweichungen im Einzelnen in Bezug auf das Wesentlichste nach derselben Richtung hinwirkte.

François Guizot wurde 1787 zu Nîmes von protestantischen Eltern geboren. Als sein Vater in der Schreckenszeit auf dem Schaffot gefallen war (1794), begab sich die Mutter mit der Familie nach Genf; nachdem er dort vorgebildet war, lebte er seit 1806 als Hauslehrer in der Familie des schweizer Gesandten in Paris. Wie alle jungen strebsamen Talente, die in dieser Zeit in Paris ihr Glück zu machen suchten, betheiligte er sich an den Zeitschriften und machte 1807 eine Bekanntschaft, die für sein Leben entscheidend war. Am Publiciste, dem gediegensten liberalen Blatt jener Periode, war die Hauptmitarbeiterin Fräulein Pauline de Meulan, geboren 1773, eine Schriftstellerin, die in der Richtung ihres Talents Frau von Staël am nächsten kommt. Eine schwere Krankheit unterbrach in jenem Jahr ihre journalistische Thätigkeit, der junge Guizot bot sich ihr als Stellvertreter, und es entspann sich daraus ein freundschaftliches Verhältniß, welches 1812 zur Heirath führte. Sie war vierzehn Jahr älter, als ihr Mann, und ihre Ueberzeugungen gingen anscheinend weit auseinander. Guizot war leidenschaftlicher Protestant mit etwas puritanischem Anstrich, Pauline verdankte ihre erste Bildung den Encyclopädisten; aber sie ergänzten sich sehr glücklich, und Guizot hat ihr noch in spätern Jahren eine größere Mäßigung und Freiheit des Urtheils gedankt. In seinen ästhetischen Schriften erkennt man vielfach ihren Einfluß. Ihr Salon gehörte in den letzten Jahren der Restauration bis an ihren Tod 1827 zu den gesuchtesten Sammelpunkten geistvoller Männer, ohne grade ein bureau d'esprit zu sein.



Einen weitem sehr wichtigen Einfluß übte Royer-Collard auf ihn aus, der seit 1811 als Professor an der faculté des lettres das Studium der Moralphilosophie und die wissenschaftliche Begründung der Kritik nach Frankreich verpflanzte und in politischer Beziehung eine Ausgleichung der Gegensätze anstrebte. Guizot gehörte neben Cousin zu seinen eifrigsten und geachtetsten Schülern und nahm noch als junger Mann in der sogenannten Schule der Doctrinaires, die in der Wissenschaft bereits herrschend war, bevor sie zur Politik überging, eine hervorragende Stellung ein. Die kleinen Schriften, die er in jener Zeit veröffentlichte, hauptsächlich politischen Inhalts, wirkten weniger, als seine Vorträge an der Sorbonne, wie denn überhaupt sein eigentlicher Beruf die pädagogische Thätigkeit war.

Unmittelbar nach der Restauration wurde er durch die Empfehlung Royer-Collards im Ministerium angestellt und folgte dem König während der hundert Tage nach Gent, was ihm später sehr heftige Vorwürfe zuzog. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons wurde er wieder im Ministerium angestellt; als aber die ultraroyalistische Reaction nach der Ermordung des Herzogs von Berry den Sieg davon trug, wurde er aus dem Staatsrath entfernt und nahm seine Vorlesungen wieder auf. Der Erfolg derselben (namentlich der Histoire des origines du gouvernement représentatif), so wie die Lebhaftigkeit, mit der Guizot in seinen Broschüren den Terrorismus der Reaction bekämpfte, wurde der Regierung unbequem, und sie verbot 1824 seine Vorlesungen. Guizot entwickelte jetzt eine außerordentliche Thätigkeit. In Verbindung mit mehreren Gelehrten besorgte er die Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie jusqu'au 13me siècle (31 Bde. Paris 1832—35) und die Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre (26 Bde. Paris, 1823 fg.). Neben vielen anderweitigen Uebersetzungen, Einleitungen und dergleichen, die wir hier übergehen, gab er Mablys Observations sur l'histoire de France (3 Bde. Paris 1823) heraus, denen er zur Ergänzung und Berichtigung die Essais sur l'histoire de France (Paris, 1824) folgen ließ. Außerdem veröffentlichte er die Histoire de la révolution d'Angleterre (1826). 1827 trat er in die Gesellschaft Aide-toi et le ciel t'aidera und war einige Zeit Präsident derselben. Im folgenden Jahre wurde ihm vom Ministerium Martignac die Wiedereröffnung seines Geschichtscursus gestattet. Aus diesen Vorlesungen ging sein bedeutendstes Werk hervor, die Histoire de la civilisation en France depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française (5 Bde., Paris 1828—30), und die als Einleitung dienende Histoire générale de la civilisation en Europe. Auf diese Vorlesungen, die übrigens nicht ganz das halten, was der Titel verspricht, da sie wegen der bald darauf eintretenden politischen Bewegung nur bis zu den Reformen Ludwig des Heiligen fortgesetzt sind, müssen wir hier

zunächst unsere Aufmerksamkeit richten. Wir haben es mit einem Werk der strengsten Gelehrsamkeit zu thun, das überall von originellen, zum Theil sehr bedeutenden Forschungen getragen wird, und das neben den Schriften von Thierry am meisten dazu beigetragen hat, der bisherigen Verwirrung in der Auffassung der ältesten französischen Geschichte ein Ende zu machen.

Diese Vorlesungen haben ihm den Ruhm verschafft, der freilich von anderer Seite als ein schwerer Tadel betrachtet wurde, der Begründer der philosophischen Schule in Frankreich zu sein. Auf den ersten Blick sehen wir nun, daß, was wir in Deutschland Philosophie der Geschichte nennen, hier gar nicht in Frage kommt, und wir sehen es mit einem gewissen Neid, denn so reich der Schatz tiefer Ideen ist, den wir diesen Irrfahrten verdanken, wie ja auch die Naturwissenschaft den Alchymisten und Astrologen vieles verdankt, so wären wir doch auf dem geraden Wege schneller und sicherer ans Ziel gekommen. In neuester Zeit haben freilich auch die Franzosen uns abgelernt, wie man die Abstractionen der Metaphysik ins Gebiet der Thatfachen einmischet; aber die Schriftsteller dieser deutschen Schule sind ziemlich isolirt geblieben. Guizot will weiter nichts als den innern Zusammenhang der Thatfachen feststellen, deren Kenntniß er sich auf dem gewöhnlichen Wege der historischen Forschung angeeignet hat. Freilich erfordert schon das eine Auswahl, die nicht ausschließlich durch die kritische Methode bedingt ist, eine Verallgemeinerung der einzelnen Erscheinungen, die der Subjectivität einen gewissen Spielraum gestattet; aber ohne diese Auswahl ist es ja unmöglich, zu erzählen. Der Tadel gegen Guizot bezieht sich mehr auf seinen Ton. Alles, was er erzählt, nimmt die Färbung einer nachträglichen Reflexion an. Er verwundert sich über nichts, er gibt für alles vollwichtige Gründe an, und der Lauf der Begebenheiten erscheint bei ihm als ein nothwendiger. Ein scharfsinniger Beobachter sagte von ihm: *Ce qu'il sait de ce matin, il a l'air de le savoir de toute éternité.* Zu Guizots Rechtfertigung muß man folgendes anführen: er spricht als Lehrer und fordert seine Schüler auf, ihn durch das Studium der eigentlichen Geschichte zu controliren. Er hat seine Vorlesungen nach dem Stenographen veröffentlicht, es lag das in der praktischen Richtung seines Geistes. Die eigentlich literarisch-ästhetische Richtung war ihm fremd; es kam ihm nur darauf an, das, was er wollte, — und er wußte immer sehr gut, was er wollte, in einer scharf ausgeprägten logischen Form mitzutheilen. An die künstlerische Durcharbeitung eines Werks hat er nie gedacht, er ging sofort zu einem neuen Unternehmen über. Sein Vortrag ist deutlich und correct, aber er leidet an einer gewissen Monotonie. Da er stets danach strebt, die Resultate der Ereignisse zu einem Gedanken abzurunden, und da er diesen Gedanken doch in der Regel bereits fertig in sich trägt, so wiederholen sich die Formen und er opfert die Schönheit des Ausdrucks gern der Deutlichkeit.

Diese Art von Dogmatismus ist nun zwar den Franzosen keineswegs etwas Neues; aber sie sind daran gewöhnt, daß man es ihnen versteckt, daß man den Anschein der Belehrung vermeidet, und dazu hat sich Guizot mit seiner strengen Natur nie hergeben mögen.

Das philosophische Glaubensbekenntniß Guizots ist sehr einfach. Er zeigt, daß die Gegenüberstellung des Thatsächlichen und des Gedankenmäßigen auf einer Abstraction beruht, daß die allgemeinen Gedanken, die sich in der Geschichte realisiren, gleichfalls Thatsachen sind, und daß in ihnen das einzige Interesse liegt, welches den wahrhaft Gebildeten zu der detaillirten Untersuchung der Thatsachen bestimmen kann. Er spricht seinen Glauben an die Bestimmung der Menschheit aus, und er faßt diese Bestimmung unter den Begriff der Civilisation zusammen. Die Civilisation hat eine doppelte Richtung, die sociale und die individuelle. Beide gehen keineswegs immer Hand in Hand. Der Fortschritt der einen ist oft mit der Verderbniß der andern verbunden; aber es ist der Glaube des sittlich und geistig Gebildeten, ein Glaube, den er aus dem gesammten Gange der Geschichte schöpft, daß beide Richtungen sich mehr und mehr einander nähern und sich endlich treffen werden. Es ist das Gesetz der menschlichen Natur, das Gesamtergebnis der Geschichte, der instinctive Glaube des menschlichen Geschlechts. Guizot hat Recht, den Ausdruck Glauben zu gebrauchen, da das exacte Wissen zu einer Erkenntniß nicht ausreicht, die doch nothwendig ist, um der Geschichte überhaupt ein ernstes Interesse zu widmen. Mit Eifer führt er die Sache der modernen Bildung im Allgemeinen gegen die Pessimisten, nach deren Auffassung die Zeiten immer schlechter werden. Wenn auch Doctrinär und in vieler Beziehung der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts entgegengesetzt, verleugnet er doch die große Mutter nicht, die sich über die Ungerechtigkeit so vieler ihrer Söhne zu beklagen hat.

Nach dieser allgemeinen Einleitung vertieft er sich in die Zustände Galliens im vierten und fünften Jahrhundert. Die bisherigen Geschichtsforscher waren durchweg in Unklarheit darüber gewesen, welches von den Elementen, aus denen die französische Nation hervorging, sie an die Spitze stellen sollten, das wälische oder das deutsche, und in den meisten Fällen hatte nicht die historische Kritik, sondern die politische Sympathie den Ausschlag gegeben. Hier ist nun die Klarheit, die durch den scharfen Blick und die umfassende Gelehrsamkeit Guizots in das Dunkel dieser labyrinthischen Verhältnisse gebracht wird, ebenso überraschend als bewunderungswürdig.

Guizot beginnt seine Darstellung mit dem allmäligen Verfall des römischen Reichs im vierten Jahrhundert. Im Alterthum herrscht überall eine einheitliche Cultur; das Mittelalter beginnt mit einer allgemeinen Verwirrung, nicht bloß in den Thatsachen, sondern auch in den Ideen: einer Verwirrung, die darauf

berechnet ist, den Charakter der Einseitigkeit in der modernen Civilisation aufzuheben. Um sich den Gang derselben klar zu machen, muß man ihre drei Elemente unterscheiden: die Reste der altrömischen Bildung (das Kaiserthum, das Recht, die Municipien), die christliche Kirche und die Germanen.

Die bisherigen französischen Geschichtschreiber hatten nun je nach ihrem politischen Princip eines dieser drei Elemente ausschließlich an die Spitze der Geschichte gestellt; Guizot betrachtet als seine Hauptaufgabe, alle drei in ihr rechtes Licht zu setzen, ihre gegenseitige Einwirkung an den Tag zu bringen und nachzuweisen, wie aus dem Ineinanderleben dieser drei Bildungsformen, die sich ursprünglich im vollsten Sinn des Wortes äußerlich gegenüberstanden, die moderne Civilisation hervorgegangen ist. In dieser Vielseitigkeit der Gesichtspunkte ist er in der That der objectivste Geschichtschreiber Frankreichs und darf die Bezeichnung eines philosophischen Denkers in Anspruch nehmen.

Dagegen leidet er an einer andern Einseitigkeit, die uns bei einer so gelehrten Bildung unglaublich erscheint. Schon in der Einleitung stellt er die französische Bildung als den Herd und den Mittelpunkt der allgemeinen europäischen Bildung dar. Es sei den Franzosen gelungen, die beiden Momente der Civilisation, das sociale und das individuelle, das praktische und theoretische, am sichersten ins Gleichgewicht zu bringen. Wenn man geneigt sein wollte, diese einseitige Ansicht aus einer patriotischen Uebertreibung herzuleiten, so wird man in der sechzehnten Vorlesung des zweiten Werks nicht wenig überrascht, wenn von dem Bürgerstand behauptet wird, er sei eigentlich nur in Frankreich zu Hause. Diese Ansicht ist so unerhört, daß wir sie hier wörtlich citiren: *Nulla pars, la bourgeoisie, le Tiers-Etat, n'a reçu un aussi complet développement, n'a eu une destinée aussi vaste, aussi féconde qu'en France. Il y a des communes dans toute l'Europe. . . . Et pourtant c'est en France que la population des communes, la bourgeoisie s'est développée le plus complètement, le plus efficacement, et a fini par acquérir dans la société la prépondérance la plus décidée. Il y a eu des communes dans toute l'Europe; il n'y a eu vraiment de Tiers-Etat qu'en France.* Aber selbst das ist noch nicht das Aergste. Bald darauf setzt er auseinander, daß, so sehr man Ursache hat, den Verfall des freien Communallebens zu beklagen, man doch nicht vergessen dürfe, daß in diesem Communalleben eine unüberwindliche Einseitigkeit geherrscht habe. Der Geist des Particularismus sei in den Städten verknöchert gewesen, sie hätten sich nicht einmal zu dem doch so naheliegenden Gedanken erhoben, sich untereinander gegen die Ritter und Fürsten zu verbünden. Bei dieser Deduction, die in der neunzehnten Vorlesung vorkommt, fällt es einem Deutschen wirklich schwer, ernst zu bleiben. Es wäre lächerlich anzunehmen, daß Guizot die Geschichte der Hansa nicht kennt; aber er hat sie in diesem Augenblick vollständig vergessen, sie existirt

für ihn nicht, weil sie in der französischen Geschichte nicht existirt. Er betrachtet die allgemeine Civilisation ausschließlich vom Standpunkt eines Franzosen, und man wird es gerechtfertigt finden, wenn wir die allgemeine Geschichte bei Seite lassen und sofort zur Geschichte der französischen Civilisation übergehen.

Die Vorlesungen des Jahres 1829 beschäftigen sich mit der ersten Periode des Mittelalters, mit dem Zeitalter der Merovinger und Carolinger. Zuerst analysirt Guizot die drei Elemente der Gesellschaft im Augenblick der Eroberung. Die Darstellung der Reste des römischen Lebens in der Provinz ist musterhaft. Ueber die Zustände der christlichen Kirche im vierten Jahrhundert enthält das Buch gleichfalls interessante Notizen, namentlich über das Verhältniß der heidnischen, pantheistischen Philosophie zu der christlichen, und den Einfluß der einen auf die andere. Diese Notizen, in denen Guizot durchweg auf die Quellen zurückgeht, haben das Eigenthümliche, daß von der überfinnlichen Bedeutung des Christenthums nicht die Rede ist. Die christliche Kirche wird als geschichtliche Thatsache betrachtet, und ihr Einfluß auf die allgemeine Civilisation nach rein irdischen Gesichtspunkten erörtert. Bei uns kann sich der radicalste Philosoph, wenn er auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt, einer gewissen Symbolik nicht erwehren. Den unmittelbarsten Antheil nehmen wir an der Darstellung der germanischen Gesellschaft. Durch eine Reihe Parallestellen, wo Tacitus mit den Reisebeschreibern verglichen wird, die über die Indianer berichten, sucht Guizot nachzuweisen, daß die Deutschen vor der Völkerwanderung und während derselben als Barbaren im strengsten Sinn des Wortes aufzufassen sind. Für die Franken, die er hier wol ausschließlich im Auge hat, ist der Beweis auf eine überzeugende Art geführt. Der Fehler liegt wieder darin, daß er zu schnell seine Studien über die Franken auf alle Germanen ausdehnt. — Einen bei weitem höhern Werth hat die Darstellung des sechsten Jahrhunderts, die Besiznahme der bisherigen römischen Provinzen durch die deutschen Stämme. Man erlaube uns hier auf das Urtheil Thierrys zurückzugehen, dem wir in jedem Punkt beipflichten. Er schildert die Verwirrung der frühern historischen Schule und den bleibenden Fortschritt, den die Geschichte seit Guizot gemacht hat. „Guizot erhebt sich zu einer Gesamtschau, die von den einzelnen Ereignissen rein abstieht, die den zwiefachen Vorzug hat, wie ein Lichtstrahl den gewöhnlichen Verstand zu treffen und in den Augen der genauen und bis ins Kleinliche dringenden Wissenschaft untadelig zu bleiben. Mit einem wunderbaren analytischen Talent begabt, dringt er wie spielend durch die dunkeln Epochen, durch diese Fülle von Widersprüchen, wo die Elemente der Gesellschaft einander bestreiten, oder sich kaum unterscheiden lassen. Er beschreibt ganz ausgezeichnet das Ordnungslose, das Flüchtige, das Unvollständige im gesellschaftlichen Zustand, er läßt herausfühlen und begreifen,

was nicht streng umrissen werden kann, was keine eigne Farbe und keinen entschiedenen Charakter hat. Er besitzt im höchsten Grad die kritische Unparteilichkeit, die Gabe, eine billige Wage zu halten zwischen allen Vorstellungen, überlieferten oder erworbenen, deren Mannigfaltigkeit das wirkliche Bild, die wahre Theorie unserer Nationalgeschichte ausmacht.“ Wir von unserer Seite machen auf zwei Vorzüge aufmerksam. Einmal führt uns Guizot überall in die Quellen ein, aber nicht so, daß er sie einfach ausschreibt, sondern er versetzt uns in die Seele des gleichzeitigen Schriftstellers, er zeigt, wie ihm von seinem individuellen Standpunkt aus diese entsetzliche Erscheinung vorkommen mußte, und wie wir, um das Ganze richtig zu übersehen, uns den individuellen Fall weiter ausmalen und aus der Masse der einzelnen aufregenden Berichte ein allgemeines Bild entwerfen müssen. Dieses Bild führt er sodann mit Meisterhand aus. Die Collectivbegriffe der Barbaren und Romanen werden in die einzelne Erscheinung aufgelöst, und wir sehen die Ereignisse vor unsern Augen vorgehen. Wenn man Guizot als den Stifter der philosophischen Schule der sogenannten descriptiven Schule gegenüberstellt, so muß man nur hinzusehen, daß Guizot auch in Bezug auf die Beschreibung unsern Geschichtschreibern bei weitem vorangeht, und wir meinen damit unsere größten Schriftsteller, wie Niebuhr und Savigny. Freilich ist seine Beschreibung nicht synthetisch, sondern analytisch, aber das ist für ein dunkles Zeitalter die allein richtige Methode. Die romanische Gesellschaft in Gallien wurde zerstört, wahrhaft zerstört, nicht wie ein Thal durch einen Waldstrom verwüdet wird, sondern wie der festeste Körper durch das beständige Eindringen einer fremden Substanz sich desorganisiert. Zwischen alle Glieder des Staats, zwischen den Moment in dem Leben jedes Einzelnen drängten sich ohne Aufhören die Barbaren. Wie das ganze Reich sich in seine einzelnen Momente auflöste, so jede Provinz. Die Städte, die Districte gingen aus den Fugen und kehrten zu ihrer isolirten localen Existenz zurück. Alle Bande, durch welche Rom das Reich zusammengehalten, wurden zerrissen. Die siegreichen Barbaren suchten das System der römischen Verwaltung in die Hand zu nehmen, wo möglich dieselben Beamten beizubehalten, aber es gelang ihnen nur höchst unvollkommen. Das ganze Land wird von den Deutschen auf eine andere sociale Stufe gebracht, es verfällt der entsetzlichsten Verwilderung, nur in den Städten dauert das römische Leben fort, und auch diese verwandeln sich in Festungen und kommen dadurch in eine andere Ordnung.

Nicht minder desorganisirend äußerte sich die Völkerwanderung auf die bisherigen sittlichen Zustände der Germanen. Sowol die festhafte Stammgenossenschaft als das kriegerische Gefolge traten in neue Verhältnisse und gewannen dadurch einen andern Charakter. Die bisherige militärische Disciplin löste sich auf, aus den wandernden Kriegern wurden Landeigenthümer

und durch die locale Zerstreung wurde auch das gemeinsame sittliche Band, die annäherungsweise freie und volksthümliche Verfassung gelockert.

Was nun die gelehrte Begründung dieser Ansichten betrifft, so hatte Guizot bereits in seinen Essais namentlich über die Entwicklung der Rechtsverhältnisse vieles gegeben. In den Vorlesungen fügt er theils im Text, theils im Anhang eine sehr reichliche Nachlese hinzu. In Bezug auf eine der wichtigsten Streitfragen, das salische Gesetz, schließt er sich den Forschungen Wiardas an; er faßt es nicht als eine officielle Gesetzgebung auf, sondern als eine Privatsammlung von Rechtsgewohnheiten, deren Redaction erst in die Zeit nach der Eroberung fällt. Ueberall sucht er nachzuweisen, daß der Respect vor dem germanischen Recht auf Vorurtheilen beruht. Desto bereedter wird er, wenn er auf die Fortdauer des römischen Rechts in den Municipien zu sprechen kommt; und das ist überhaupt die hervorragende Seite seiner Forschungen. So unparteiisch er allen Momenten der Cultur gegenübertritt, so hält er doch die Reste der römischen Cultur für die Hauptsache der modernen Entwicklung. In jener Streitfrage stützt er sich hauptsächlich auf Savigny, da er die Einseitigkeit Raynouards in der Ausdehnung des Municipalrechts über ganz Frankreich durchschaut. Uebrigens hebt er die Schwächen Savignys sehr scharf hervor, wie er sich gegen seine Vorgänger im Allgemeinen nicht liebenswürdig zeigt: er hätte bei aller Kritik in der Anerkennung ihrer Verdienste wärmer sein können.

Ein vorzüglicher Abschnitt ist die Geschichte der Kirche unter den Merovingern. Er zeigt, daß dieses Institut in dem Augenblick, wo die politische Gesellschaft sich in ihre Elemente auflöste, einer kräftigen Einheit zustrebte und durch dieses feste Band den Zusammenhang zwischen der alten und modernen Cultur vermittelte. Eine interessante Episode ist die Geschichte der Einführung des Mönchswesens in das Abendland. Obgleich sich die alten Kirchentelehrer ziemlich bitter über die Ausschweifungen dieses Lebens aussprachen, boten sie dennoch alle Kräfte auf, ihm Eingang zu verschaffen. Der Grund lag darin, daß sie durch die Klöster, die zwar ursprünglich nicht zur Geistlichkeit gehörten, ihrer eignen christlichen Gesellschaft einen Zuwachs verschafften und ihn der heidnischen, die der erstern äußerlich noch immer gegenüberstand, entzogen. Hauptsächlich von den Klöstern aus verbreitete sich jene Lehre vom passiven Gehorsam, die im römischen Kaiserreich etwas Natürliches war, die aber den Sitten der Germanen widersprach. Auch in dieser Beziehung haben die Klöster zur Romanisirung des neuen Europa beigetragen.

Die geistliche Literatur jener Zeit verließ ganz den Pfad der Speculation; sie wurde praktisch, und in ihrer Beredsamkeit erhob sie sich zuweilen zu einem Pathos, das an die besten Stellen in Milton erinnert. Die Hauptmasse der Literatur bildeten aber die Legenden. Um von der Masse derselben einen Be-

griff zu geben, berechnet Guizot nach dem Maßstab eines Monats die Zahl der Heiligengeschichten und bringt sie auf 25,000. Der Grund für die Popularität dieser Geschichten war ein doppelter. Einmal waren sie die natürliche Reaction gegen die Unsitlichkeit des Zeitalters. Die täglichen Ereignisse empörten oder unterdrückten alle sittlichen Instincte des Menschen; alles war dem Zufall und der Gewalt anheimgefallen. Nirgend fand man in der äußern Welt jene Herrschaft der Regel, jene Idee der Pflicht, jene Achtung vor dem Recht, welche die Sicherheit des Lebens und den Frieden der Seele ausmachen. Der moralische Instinct, der sich nie ganz unterdrücken läßt, sucht sich einen Ausweg. Er fand ihn in den Legenden, wo mitten in einer Sündflut unsinniger Fabeln das geistige Element zu seinem Recht kam, wo die Seelen sich von dem beständigen Anblick der Verbrechen erholen und ihrem Liebesbedürfniß genügen konnten. Der zweite Grund lag in der großen Einförmigkeit und Inhaltlosigkeit des wirklichen Lebens, so weit man die untern Schichten der Gesellschaft ins Auge faßt. Für diese waren die Legenden, was die Geschichten aus Tausend und einer Nacht für die Phantasie der Orientalen sind. Die Einbildungskraft des Volks konnte sich frei in einer übersinnlichen wunderbaren Welt ergoß, die voll von Bewegung und Poesie war. Wir würden unsern Raum überschreiten, wenn wir auf den sehr interessanten Gegensatz der weltlichen Literatur zu dieser geistlichen eingehen wollten. Wir wenden uns zum Zeitalter der Karolinger.

Durch Karl den Großen wird zum ersten Mal der Versuch gemacht, ein wirkliches Staatsleben zu gründen, ein Staatsleben, welches sich zu der Kirche in ein bestimmtes Verhältniß setzte. Um Karl den Großen richtig zu würdigen, muß man die zwei Seiten ins Auge fassen, die in der Thätigkeit jedes großen Mannes zu unterscheiden sind. Einmal erkennt er schneller, scharfer und entschlossener, was dem Zeitalter noth thut, und führt es aus. Dann wird er durch seinen Dämon über das Maß der menschlichen Kraft hinausgeführt, und was er in dieser Beziehung erstrebt, geht mit ihm zu Grunde. Seine natürliche Aufgabe, das ganze Gallien in einen fränkischen Staat zu verwandeln, hat er durchgeführt; die Idee eines Weltreichs und einer Centralisation im Sinn des römischen Kaiserthums hat ihn nicht überdauert. Aber während in der vorhergehenden Zeit in der gesammten Civilisation alles Schritt für Schritt bergab ging, hat er den Impuls zu einem neuen Aufschwung der Gesellschaft gegeben, der nicht mehr unterbrochen wird. Ein vorzügliches Bild ist das Leben Alcuins, in welchem Guizot zeigt, daß er sehr wohl zu schildern und sogar mit einem Anflug von Laune zu schildern versteht, wenn er einmal den Gang seiner Dialektik unterbricht. Den Verfall der karolingischen Monarchie leitet Guizot nach dem Vorgang Thierry's aus dem natürlichen Streben der einzelnen Nationen her, eine individuelle Existenz

zu gewinnen. — Die Kirche hat sich im Zeitalter der Karolinger gleichfalls zusammengerafft; ihr Streben geht nach Ordnung und Gesetz. Die Regeln werden festgestellt, die äußere Ordnung der Kirche wieder in ihre Fugen gerückt und eine bis dahin noch wenig beachtete Thatsache, die eigentliche Theologie beginnt. Wie auch diese an das Alterthum, namentlich an die neuplatonische Philosophie anknüpft, wird an dem Beispiel des Johannes Scotus geistvoll nachgewiesen. Wenn die Kirche, um die Herrschaft über die Welt zu gewinnen, ihre innere Freiheit aufgab und dem Geist des Alterthums sich feindselig entgegenstellte, so besteht doch zwischen der alten und modernen Civilisation keine wirkliche Kluft, und wir müssen in Bezug auf unsere eigentliche Bildung nach allen Seiten hin die Römer als unsere Väter ehren.

Der Cursus des folgenden Jahres war der Geschichte des Lehnsystems gewidmet, welches für Frankreich mit den Capetingern beginnt. Seit dieser Zeit gibt es eine französische Nation. In politischer Beziehung fällt zwar das Reich noch viel mehr auseinander, als unter den frühern Dynastien. Der König, dessen Beziehung auf die alte göttliche Abkunft aufhört, der nur der Erste unter seines Gleichen ist, muß durch persönliche Kraft, durch höhere Einsicht das verlorene Ansehn wieder gewinnen. Die Staatskraft zerfällt in eine Reihe kleiner Souveränitäten, in ein verwickeltes System von Rechtsbeziehungen und Willkür, die man kaum übersehen kann; aber in dem Volk tritt mehr und mehr das Gefühl der Einheit hervor und kommt dem Königthum zu Hilfe. Alle gesellschaftlichen Elemente haben seit dieser Zeit die Neigung, sich zu nähern, sich zu assimiliren, große Massen zu bilden. Im Urtheil über dieses eigentliche Mittelalter hält Guizot die richtige Mitte zwischen den blinden Anbetern jener wilden Zeit, die sich damals in der romantischen Schule centralisirten, und den Voltairianern, die von dem einseitigen Maßstab ihres Nützlichkeitsystems aus jene wahrhaft schöpferische, wenn auch untergeordnete Zeit beurtheilten. Er zeigt, daß auch Voltaire Augenblicke hatte, wo ihm die Poesie des Mittelalters einleuchtete.

Oh! Pheureux temps que celui de ces fables,  
Des bons démons, des esprits familiers,  
Des farfadets, aux mortels secourables!  
On écoutait tous ces faits admirables  
Dans son château, près d'un large foyer. . . .  
On a banni les démons et les fées;  
Sous la raison les grâces étouffées  
Livrent nos coeurs à l'insipidité;  
Le raisonner tristement s'accrédite;  
On court, hélas! après la vérité:  
Ah! croyez-moi, l'erreux a son mérite.

Die meisten Schriftsteller, die sich auf eine Schilderung des Mittelalters

einlassen, verlieren sich entweder in Declamationen oder in eine Symbolik, die mehr anregt als abschließt. Das große Verdienst Guizots besteht darin, daß er rein analytisch verfährt. Stets an der Hand der Quellen entwickelt er das Leben des germanischen Kriegers, der jetzt Landeigenthümer geworden war, und mit diesem Eigenthum sich die Souveränität über den Boden aneignete; wie er durch seine natürliche Stellung nicht mehr der Feind, sondern der Herr des eingebornen Landvolks wird, wie er mit seinen Standesgenossen in einer Hierarchie der Aemter sich zusammenfindet, mit dem König durch neue kriegerische Unternehmungen. Die ursprünglichen Einrichtungen der Gefolgschaft hören mit der veränderten Lage der Dinge auf, und für ihre neuen Einrichtungen gehen die Deutschen auf das Muster ihrer alten festhaften Stammverhältnisse zurück. Es ist das allgemeine Streben nach einer bestimmten Organisation, aber die rein privatrechtliche Natur der Rechtsbeziehungen verträgt eine feste Ordnung nicht; wir finden daher im Mittelalter einen innern Widerspruch zwischen der Idee und der Wirklichkeit. — Dies sind die leitenden Gesichtspunkte. Die Hauptsache ist aber die detaillirte Ausführung, Guizots Meisterstück und in Beziehung auf ihre Plastik von keinem andern Geschichtschreiber jener Zeit erreicht. Die Deutschen sind stärker in der Masse und in der Combination der Thatfachen; man vermißt aber bei ihnen jene Ordnung und jene Deutlichkeit, die uns das ganze Treiben jener Zeit zur lebendigen Gegenwart macht. Es hat doch für den Geschichtschreiber seine Vorzüge, ein systematischer Kopf zu sein. Wir machen nur auf eine geistvolle Bemerkung aufmerksam: daß in dem Alterthum die Macht in den Städten concentrirt war, dem eigentlichen Aufenthalt der großen Grundbesitzer, im Mittelalter dagegen auf dem Lande; daß daher im Mittelalter die Blüte der Städte sich zu einer Opposition gegen den großen Grundbesitz entwickelte und ihrer Natur nach demokratisch war, während im Alterthum die Städte als der Inbegriff aller Staatsgewalt eine aristokratische Form hatten. — Auch die allmähige Entwicklung des capetingischen Königthums ist vortrefflich. Die Könige hatten keine unmittelbare Gewalt mehr, sie mußten sich zunächst der Kirche anschließen, dann vorsichtig und allmähig im Interesse des Publicums in die einzelnen kleinen Souveränitäten eingreifen, hauptsächlich aber als gute Wirthschafter ihre Gewalt privatrechtlich erweitern. Schon Philipp August weiß das Königthum im modernen Sinn herzustellen; der heilige Ludwig, der die bloße Weltklugheit den höhern sittlichen Begriffen opfert, setzt dennoch das Werk seiner Vorgänger kräftig fort, und so ist am Schluß dieser Periode der Staat in seinen ersten Fundamenten festgestellt. — Was die Städte betrifft, so sucht Guizot auch hier die einzelnen Elemente, die von den frühern Geschichtschreibern ausschließlich hervorgehoben sind, in ihrer Totalität zusammenzufassen. Er nimmt einen dreifachen Ursprung der Communalfreiheit an: die

Fortdauer des römischen Municipalsystems, die Ansammlungen der Bevölkerung um die Schlösser der einzelnen Herren, die von denselben im Austausch gegen bestimmte Leistungen gewisse Concessionen erhielten, endlich die eigentlichen Communen, die mit bewaffneter Hand sich die Freiheit erkämpften. Die Geschichte des Bürgerstandes fällt mit der Geschichte der Communalfreiheit keineswegs zusammen, im Gegentheil beginnt seine Blüte erst, als die letztere gebrochen war. Mehr des Anstands wegen setzt Guizot hinzu, es sei das ein beklagenswerther Umstand; eigentlich ist er damit völlig zufrieden, denn im Begriff der staatlichen Centralisation steht er auf einer Stufe mit seinen Landsleuten.

Leider brechen hier die Vorlesungen ab. Guizot wurde zum Deputirten gewählt, und die Kirchen- und Literaturgeschichte des Mittelalters blieb ungeschrieben. Sein Ehrgeiz trieb ihn in die Politik, weder zu seinem Glück, noch zum Gedeihen seines Landes. Hätte er seinen wahren Beruf richtig erkannt, so wären wir um ein classisches Geschichtswerk reicher geworden, dessen Torso uns die größte Achtung abnöthigt.

Wir wenden uns noch einmal zur Geschichte der europäischen Civilisation zurück. Das System des Mittelalters mußte gebrochen werden, weil es ausschließlich dem Particularismus und dem Privatrecht huldigte. Die nationale Einheit, das Staatsrecht und die gemeinsame Bildung waren durch die vorübergehende Herrschaft der absoluten Monarchie nicht zu theuer erkauft. Bei der Charakteristik der Reformation hatte Guizot als Protestant einem katholischen Publicum gegenüber eine schwierige Lage. Er ist sich derselben wohl bewusst und tritt im Anfang sehr vorsichtig auf, mit einer Menge Restrictionen und Cautelen. Er scheint im Anfang seinen Zuhörern das 16. Jahrhundert in keiner andern Beziehung, als seiner interessanten Aufregungen wegen empfehlen zu wollen. Aber bald bricht seine Ueberzeugung durch. Er weist zuerst die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform nach; dann zeigt er, daß die Reformation ihrem innern Geist nach nichts Anderes war, als der Aufschwung der geistigen Freiheit, des Gedankens und der sittlichen Autonomie gegen die äußerliche Autorität; daß überall, wo die Reformation durchdrang, oder auch nur zu einem ehrlichen Kampf zugelassen wurde, die Freiheit, der natürliche Fortschritt und die Größe der Völker gefördert wurden, während die Hauptvertreter der katholischen Kirche nicht nur Böses gewirkt haben, nicht nur in ihrer Hauptaufgabe scheiterten, sondern auf eine klägliche, unwürdige Weise scheiterten. Als Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, setzte die antichristliche Philosophie den Kampf fort und führte endlich zur Revolution. Uebrigens schildert er den staatlichen Absolutismus Ludwigs XIV. im Gegensatz zu der rohen Despotie Philipps II. in seiner Bedeutung für die Geschichte der Civilisation in kräftigen Farben und deutet zum Schluß darauf hin, daß

die Idee der staatlichen nationalen Freiheit, der souveränen Staatseinheit, wie sie sich aus diesem Absolutismus heraus entwickelte, auch sein Glaubensbekenntniß ist.

Nach Abschluß seiner politischen Thätigkeit in der Februarrevolution nahm er ein älteres Werk auf, dessen erste Bände 1826 erschienen waren: Die Geschichte der englischen Revolution, und führte sie von dem Tode Karls I. erst bis zum Tode Cromwells weiter fort (1833), dann bis zur Restauration (1836). Als Einleitung hat er 1830 eine Abhandlung über die Frage veröffentlicht: Warum ist die englische Revolution gelungen? In dieselbe Reihe gehört die Abhandlung über die französische Demokratie 1849, die Geschichte Washingtons, eine Einleitung zu den Schriften dieses Mannes, die er bereits 1839—1840 herausgegeben hatte; eine Biographie Monks und ähnliche kleine Schriften, in denen wir ihn von einer neuen Seite kennen lernen.

So fest Guizot davon überzeugt ist, das französische Volk habe den Beruf und die Kraft, an der Spitze der europäischen Civilisation zu stehen, und es habe insofern vor dem englischen Volk den Vorzug, als sich dieses zu ausschließlich der praktischen, materiellen Richtung hingeeben, so schwebt ihm in Beziehung auf die politische Entwicklung doch immer die englische Verfassung als Muster vor. Es ist das seit Montesquieu bei allen Franzosen der Fall, die sich nicht durch die Leidenschaft hinreißen lassen, in irgend ein Extrem zu verfallen. Gewiß ist das Streben im Allgemeinen zu billigen, denn über die Natur jenes „politischen Thiers“, wie man zuweilen den Menschen genannt hat, kann man sich in der Geschichte Englands am deutlichsten unterrichten. Aber die Franzosen und unter ihnen namentlich die Doctrinäre verfallen zu leicht in den Fehler, von jenem Vorbild eine rein mechanische Anwendung zu machen. Guizot hat diesen Fehler als Staatsmann, als politischer Schriftsteller und als Geschichtschreiber begangen.

Die Geschichte der englischen Revolution ist weit bekannter geworden und hat den Namen Guizots weit mehr zu Ehren gebracht, als seine Vorlesungen; und doch steht sie ihnen unzweifelhaft nach. Er erzählt äußerst correct, deutlich und übersichtlich, und sein Urtheil ist das eines wohlgefinnten, einsichtsvollen Mannes; aber es ist ihm doch nicht gelungen, sich in die Gemüthsbewegungen jener Zeit so lebhaft zu versetzen, daß er sie uns mit erleben läßt. Es geht ihm hier wie manchen Geschichtschreibern des Mittelalters, die ihren Quellen die Thatsache genau nachzählen, aber die Farbe abschwächen. Es fehlt seiner Phantasie an Wärme. Gemüthsbewegungen, die außer seinem gewöhnlichen Kreise liegen, weiß er nicht nachzuempfinden. Dadurch kommt in sein Urtheil über die einzelnen Personen eine leise Nuance von Unwahrheit, die man im Einzelnen kaum auffpürt, die aber dem ganzen Bild einen fremden Charakter gibt. Sein Verstand überhebt sich zu sehr, er organisirt die That-

sachen, da es ihm vorzugsweise auf den moralisch-politischen Schluß ankommt, und dieser Schluß ist doch ungenau. Hume macht es dem Leser durch seine Erzählung möglich, ihn zu controliren, ja ihm zuweilen zu widersprechen. Bei Guizot ist das Gewebe dagegen so fest gefügt, daß man ihm willenlos folgen muß. Der erste Theil des Werks war in Bezug auf die französischen Zustände von 1826, der zweite in Bezug auf die Februarrevolution geschrieben. Dort war es eine Warnung gegen die Uebergriffe der royalistischen Partei und gegen die Verletzungen der Verfassung, hier eine Warnung vor der Revolution. Der Fortschritt erscheint nur dann sicher, wenn man den Boden des Gesetzes entweder gar nicht verläßt, oder wenigstens augenblicklich an ihn wieder anzuknüpfen sucht. Wilhelm III. und Washington waren groß und glücklich, Cromwell trotz seiner hohen Begabung mußte scheitern, weil er sich mit dem Schmutz der Revolution besudelt und ihr Verheißungen gegeben hatte, die er als besonnener Staatsmann nicht erfüllen konnte. Die Nuganwendung liegt nahe; aber Guizot vergiftet, daß bei den Engländern das Festhalten des Rechtsbodens viel wichtiger ist als bei den Franzosen, weil ihnen durch eine vielhundertjährige Entwicklung das Bewußtsein der Rechtsform zur andern Natur geworden ist. Bei den Franzosen ist dieses Rechtsbewußtsein entweder gar nicht, oder nur in sehr geringem Maße vorhanden. Wer auf sie einwirken will, muß andere Hebel anwenden, und Napoleon III. versteht sein Volk besser, als der Minister Louis Philipp, der auch die Rechtsform wahrte, aber durch den Inhalt, den er ihr gab, die Revolution herbeiführte, und der im gegenwärtigen Augenblick so ganz in seine Doctrin aufgeht, daß er zur Aufknüpfung des Rechtsbodens eine Allianz mit der Legitimität d. h. mit der Priester- und Adels herrschaft versucht. — Noch in einer Beziehung steht die Geschichte der Revolution hinter jenen Vorlesungen zurück. In diesen ist der Ton unbesfangen, natürlich und sachgemäß, weil die Stellung des Lehrers zu Schülern ihm geläufig ist, während der Geschichtschreiber die Vorsehung fortwährend eine Rolle spielen läßt, die er vor seinem eignen Verstand und Gewissen kaum verantworten kann. Uebrigens ist in der zweiten Hälfte die Erzählung ausführlicher und epischer, und die Doctrin drängt sich weniger hervor. Aber freilich sind auch erst seit der Zeit die Darstellungen von Carlyle und Macaulay veröffentlicht, mit denen der französische Geschichtschreiber nicht wetteifern kann.

In mancher Beziehung eignete sich Guizot vorzüglich zum Geschichtschreiber einer Revolution, die vornehmlich auf religiösen Motiven beruhte. Wenn er auch die kirchlichen Interessen auf dem Gebiet des Staats überall den politischen Rücksichten unterordnet, so war er doch persönlich in seinem Glauben sehr fest, ja der streng puritanische Anstrich seines Charakters befähigte ihn, jene zähen Naturen, jene starren und finstern Gemüther zu verstehen, die

der Bewegung von 1648 ihren Charakter geben. Aber es lag in dieser auffallenden Verwandtschaft auch ein Uebelstand. Um jene Figuren mit vollständiger Anschaulichkeit zu zeichnen, muß man sich wenigstens für Augenblicke von ihren Ideen frei machen können, denn so achtbar ihre Haltung war, sie macht doch mitunter einen komischen Eindruck, und wenn der Geschichtschreiber diese Nuance nicht herausfindet, so wird sein Bild unvollständig. Die dämonischen Ueberschreitungen ihres Wesens zeichnet Guizot mit fester Hand; aber er verfährt dabei zu methodisch, er nimmt ihre Vorstellungen und Ideen zu sehr aufs Wort. Diese starren Eichenherzen waren voll von Widersprüchen, und wenn Carlyle mit tiefem philosophischem Blick diese Widersprüche einer großen Natur analysirt, so gibt W. Scott durch einzelne feingewählte Nuancen ein viel anschaulicheres Bild von Cromwell, als Guizot. Dazu kommt, daß seine eignen Gewohnheiten ihn mehr befähigen, die parlamentarische Entwicklung zu verfolgen, als die militärischen Thaten seines Helden, und doch ist der militärische Charakter auch für das Verständniß seiner bürgerlichen Thätigkeit die Hauptsache. Auch hier tritt der Redner und der Professor hervor, und selbst die Art und Weise, wie er den Begriff der gesetzlichen Entwicklung und den Begriff der revolutionären Agitation charakterisirt, zeigt, daß er sich nicht lebhaft genug in die Begebenheiten vertieft. „Mag es sich um eine Monarchie oder eine Republik, um eine aristokratische oder demokratische Gesellschaft handeln, der endliche Erfolg geht stets aus den nämlichen Principien, auf den nämlichen Wegen hervor. Der revolutionäre Geist ist verhängnißvoll für die Großen, die er hebt, wie für diejenigen, die er stürzt.“ Das heißt die Ereignisse doch zu sehr aus der Vogelperspective betrachten. Es ist keine staatsmännische, sondern eine rhetorische Wendung. Man wird den Gegensatz zwischen Guizot und Thiers am besten wahrnehmen, wenn man zwei Aeußerungen nebeneinander stellt, die anscheinend dasselbe sagen, aber auf eine sehr verschiedene Weise. Guizot spricht von Clarendon: man habe seinen Sturz fälschlich einzelnen Fehlern zugeschrieben. „Das heißt die Größe der Ursachen verkennen, welche über das Schicksal hervorragender Männer entscheiden. Die Vorsehung, die ihnen eine so schwere Aufgabe auferlegt, behandelt sie nicht so streng, daß sie ihnen nicht manche Schwächen nachsieht, daß sie sie leichtfertig für ein einzelnes Unrecht oder eine einzelne Thorheit stürzt.“ Thiers berichtet von Napoleon einen sehr schweren Fehler, aus dem dennoch ein großer Gewinn hervorging. *La chaîne qui lie entre eux les évènements de ce monde est quelquefois bien étrange! Souvent, ce qui est sage combinaison échoue, ce qui est fautive réussit. Ce n'est pas un motif toutefois pour déclarer toute prudence vaine, et pour lui préférer les impulsions du caprice dans le gouvernement des empires. Non, il faut toujours préférer le calcul à l'entraînement dans la conduite des affaires; mais on ne peut s'empêcher*

de reconnaître qu' au dessus des desseins de l'homme planent les desseins de la Providence, plus sûrs, plus profonds que les siens. C'est une raison de modestie, non d'abdication pour la sagesse humaine. Das ist derselbe Gedanke einfacher und sachgemäßer ausgedrückt, und man fühlt sich nicht selten versucht, wenn Guizot in jedem Augenblick die Intervention der Vorsehung veranlaßt, ihm zuzurufen, er solle den Namen Gottes nicht unnützlich führen. Diese Empfindung drängt sich auch bei der übrigens schönen Stelle auf, in der er Cromwells Tod berichtet. Er zeigt zuerst, wie er inmitten der größten Erfolglosigkeit starb, und fügt dann hinzu: Pourtant Cromwell mourut triste. Triste, non-seulement de mourir, mais aussi, et surtout, de mourir sans avoir atteint son véritable et dernier but. Quel que fût son égoïsme, il avait l'âme trop grande pour que la plus haute fortune, mais purement personnelle et éphémère, comme lui-même ici-bas, suffît à le satisfaire. Las des ruines qu'il avait faites, il avait à cœur de rendre à son pays un gouvernement régulier et stable, le seul gouvernement qui lui convint, la monarchie avec le Parlement. Et en même temps ambitieux au delà du tombeau, par cette soif de la durée qui est le sceau de la grandeur, il aspirait à laisser son nom et sa race en possession de l'empire dans l'avenir. Il échoua dans l'un et l'autre dessein: ses attentats lui avaient créé des obstacles que ni son prudent génie ni sa persévérante volonté ne purent surmonter; et comblé, pour son propre compte, de pouvoir et de gloire, il mourut déçu dans ses plus intimes espérances, ne laissant après lui, pour lui succéder, que les deux ennemis qu'il avait ardemment combattus, l'anarchie et les Stuart. Dieu n'accorde pas, aux grands hommes qui ont posé dans le désordre les fondements de leur grandeur, le pouvoir de régler, à leur gré et pour des siècles, même selon leurs meilleurs désirs, le gouvernement des nations.\*)

Wir würden die Verdienste Guizots um die Geschichte unvollständig würdigen, wenn wir zu erwähnen unterließen, wie lebhaft von ihm namentlich während seiner Stellung als Kultusminister die Studien in Frankreich gefördert sind. So ist namentlich die glänzende Ausgabe der Quellschriftsteller fast ausschließlich sein Werk. Als er 1837 in die Akademie aufgenommen wurde, war der Parteigeist zu lebhaft angeregt, um sich nicht dieser literarischen Anerkennung eines der Freiheit feindlichen Ministers zu widersetzen. Die ernstern Störungen der öffentlichen Ordnung haben ihm seit dieser Zeit in vielen Punkten Recht gegeben und dem alten Parteiwesen die Spitze abgebrochen. Als Schriftsteller genießt er jetzt in Frankreich jener ausgezeichneten

\*) Die drei Werke, die sich mit der englischen Revolution beschäftigen, sind in deutscher Uebersetzung in der historischen Hausbibliothek (Leipzig Cord) erschienen.

Achtung, die er in so hohem Maße verdient. Wir haben es uns versagt, ihn in seiner politischen Laufbahn zu verfolgen; eine Schrift aber müssen wir noch hervorheben, um zu zeigen, daß seine politischen Theorien mit seinen wissenschaftlichen in inniger Uebereinstimmung stehen, und daß man aus ihnen selbst den wunderlichen Einfall einer Fusion zwischen den Legitimisten und Orleansisten begreifen kann. Es ist die Broschüre über die französische Demokratie, 1849, die zwar zunächst als Gelegenheitschrift erschien, und vor dem Socialismus einerseits, vor dem Bonapartismus andererseits warnte, die aber zugleich sein gesamtes politisches Glaubensbekenntniß enthält.

Die Februarrevolution gab anscheinend nicht bloß den französischen Staatsmännern, sondern der gesammten literarischen Bewegung von 1820 ein sehr bedenkliches Dementi. So verschieden die einzelnen Schriftsteller voneinander waren, sie hatten sich durchweg in der Ueberzeugung vereinigt, die französische Geschichte enthalte einen stetigen Fortschritt zum Bessern und das Bürgerthum sei die Lösung des Räthfels der Revolution. Nun sah man sich plötzlich in das alte Chaos gestürzt, die Geschichte war wieder in Frage gestellt und die besten Männer wurden an ihrem Glauben irre. Dieser Verstimmlung, die Guizot sehr lebhaft mitfühlte und die in nicht minder begabten, aber leidenschaftlicheren Schriftstellern einen wilden Pessimismus hervorrief, setzte er die motivirte Ueberzeugung entgegen, daß das alte Ziel doch das richtige war. So schwere Vorwürfe er der Demokratie macht, so besteht der hauptsächlichste doch darin, daß sie in den Wahn verfele, ausschließlich die Herrschaft führen zu können. Die Demokratie beruhe auf einem Theil der Gesellschaft, der früher von den andern Schichten völlig getrennt gewesen sei; wenn er jetzt glaube, den Sieg über die andern davon getragen zu haben, so sei das ein schwerer Irrthum. Einmal bestehen die alten Elemente in der Form der politischen Parteien, der legitimistischen, orleanistischen u., noch fort, und es drängten sich neue Parteien hervor, die mit dem Stichwort der Demokratie nur eine andere Schicht der Gesellschaft ans Ruder bringen wollten. Man nehme die Republik für den Augenblick an, aber man könne seine Vergangenheit nicht verleugnen, und die Republik könne sich einer festen Regierung ebensowenig überheben, als jede andere Regierungsform. Die Annahme vieler wohlgesinnten Männer, daß sich bei vollständiger Freiheit die Menschen von selbst vernunftgemäß entwickeln, sei ein Irrthum, der auf dem weitem beruhe, daß die menschliche Natur an sich gut sei. Es vermischen sich vielmehr in ihr Gutes und Böses, und grade bei einer sehr freien Verfassung, grade nach dem Sturm einer Revolution gehört ein sehr fester, entschlossener Wille dazu, die Gesellschaft wieder in ihre Fugen einzurenken, dem Uebel in seinem ersten Ursprung zu widerstehen. Qui n'a tressailli à cette révolution soudaine des abîmes sur lesquels vit la société, et dès frêles barrières qui l'en sé-

parent, et des légions destructives qui en sortent dès qu'ils s'entr'ouvrent. Pour moi, j'ai assisté, jour par jour, heure par heure, à la plus pure, à la plus sage, à la plus douce, à la plus courte de ces secours redoutables; j'ai vu, en juillet 1830, dans les rues et dans les palais, à la porte des conseils nationaux et au sein des réunions populaires, cette société livrée à elle-même qui faisait ou regardait faire la révolution. Et en même temps que j'admirais tant de sentiments généreux, tant d'actes d'intelligence forte, de vertu dévouée et de modération héroïque, je frissonnais en voyant s'élever et grossir, de minute en minute, un vaste flot d'idées insensées, de passions brutales, de velléités perverses, de fantaisies terribles près de se répandre et de tout submerger, sur un sol qu'aucune digue ne défendait pas. La société venait de repousser victorieusement la ruine de ses lois et de son honneur, et elle était sur le point de tomber en ruines elle-même au milieu de sa victoire. C'est à cette lumière que j'ai appris les conditions vitales de l'ordre social et la nécessité de la résistance pour le salut. Lasse man den jetzt herrschenden revolutionären Geist gewähren, so werde nicht die Freiheit daraus hervorgehen, sondern der militärische Despotismus; er werde viele Anhänger finden, denn das sei eben das Unglück der Revolutionen, daß sie eine allgemeine Erschöpfung hervorrufen und das Volk veranlassen, sich der rohesten Gewaltherrschaft zu überliefern, wenn sie ihm nur Ruhe schafft. Aber er werde den Bedürfnissen Frankreichs auf die Dauer nicht genügen, denn wer die Freiheit einmal gekostet, empfinde eine stetige Begierde danach. Der Friede könne nur daraus hervorgehen, daß die Tradition, die Verbindung mit der Vergangenheit, jene Verbindung, auf der alle Cultur beruht, wieder hergestellt, und daß jeder Schicht der Gesellschaft ihre staatliche Anerkennung ertheilt werde. Trotz der rechtlichen Gleichstellung aller Bürger dauern die natürlichen Unterschiede fort. Das Grundeigenthum, das Capital, die Arbeit, jedes von diesen Elementen verlangt sein Recht. Die Verachtung der Arbeit hat das alte Regiment gestürzt, die ganze Gesellschaft beruht auf der Arbeit; aber die Partei, welche sich anscheinend der Arbeiter annimmt, zerstört vielmehr die Grundlagen der Arbeit, denn sie untergräbt die Ordnung und die Cultur. Bis man nicht ein Mittel gefunden haben wird, jenen verschiedenen Elementen der historisch gegliederten Gesellschaft einen Antheil an der Central- und Localregierung zu geben, und diese Regierung stark genug zu machen, um den Leidenschaften zu widerstehen, so lange bleibt die rechtliche Gleichheit ein Wahn, und die Religion ist nicht im Stande, Rettung zu schaffen.

Wer würde in diesen, freilich praktisch nicht deutlich ausgeführten Vorschlägen die Verwandtschaft mit jenem System verkennen, nach welchem Guizot die Geschichte des Mittelalters konstruirt. Auch hier ging er im Gegensatz seiner Vorgänger darauf aus, die verschiedenen historischen Elemente gleich-

mäßig zur Geltung zu bringen; nur zeigt sich freilich hier, daß der systematische Geist, der für eine umfassende Periode die verbindenden Fäden richtig heraus-erkennt, für einen kürzeren, bestimmten Zeitraum nicht ausreicht.

Es ist ein ungerechter Vorwurf, wenn man von der Philosophie der Geschichte behauptet, sie lege den Begriff der innern Nothwendigkeit in den Gang der Begebenheiten erst hinein, da in der wirklichen Welt der Zufall seine Macht ausübe. Für den aufmerksamen Beobachter ist es ganz augenscheinlich, daß sich die Thatsachen durch ihre innere Schwerkraft tragen d. h. daß diejenigen Momente, welche zur Existenz berechtigt sind, sich auch die Existenz erkämpfen. Uebersteht man die Geschichte von einer höhern Warte, so erkennt man, daß Vernunft in ihr waltet, und daß auch jenes Spiel des Zufalls, welches anscheinend den Gang derselben unterbricht, höheren Zwecken dienen muß. Steht man aber den Ereignissen zu nahe, so wird man leicht verführt, den Zusammenhang an einer falschen Perspektive zu sehen, und da einen Abschluß zu suchen, wo vielleicht nur jenes dämonische Spiel waltet, das sich der Berechnung entzieht. Den Zusammenhang des Mittelalters hat Guizot richtig dargestellt, weil es hier auf eine Analyse massenhaft sich drängender Zustände ankam, für die er den großen Blick mitbrachte. Schon dem kurzen Zeitraum der englischen Revolution thut er Gewalt an, indem er ihn zu logisch darstellt, und während bei dem Mittelalter seine Analyse die Deutlichkeit der Anschauung erhöht, schwächt sie in der Geschichte des 17. Jahrhunderts die Kraft der Farbe und Zeichnung. In noch größere Irrthümer ist er in Bezug auf die Gegenwart verfallen. Er hat gehandelt, um für einen Geschichtsschreiber seiner Art, der etwa nach zweihundert Jahren die Periode der französischen Revolution darstellte, den Forderungen zu genügen, und er hat darüber übersehen, was der Tag erheischte. Mit dem besten Willen von der Welt, mit warmer Liebe zu seinem Vaterlande hat er, der geistvolle Mann, sich doch durch die Kurzsichtigen beschämen lassen und ist ein Spiel jenes Zufalls geworden, den er so sehr verachtet. Die Zustände des 5. Jahrhunderts hat er aus den Quellen richtig hergeleitet, aber er hat es nicht verstanden, den Charakter des Fürsten, mit dem er täglich verkehrte, genau zu berechnen, die Kräfte, über die er disponiren konnte, und die Gegner, die auf seinen Sturz lauerten, in ein bestimmtes Verhältniß zu setzen. Er hat kein Recht mehr, seinem Volk Regeln und Warnungen zu ertheilen, denn er hat die ersten Elemente der Staatskunst auf eine verhängnißvolle Weise verkannt. J. S.